

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag.

Preis des ganzen Jahrgangs von 22 Nummern 2 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißiger Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 3.

Donnerstag, am 15. Juli.

1852.

Die Königin Victoria.

Novelle in zwei Theilen

von

Gustav Bernhard.

Zweiter Theil.

(Schluß.)

Hierauf untersuchte aber der Doctor mit Aufmerksamkeit den kleinen halb eingesunkenen Leichenstein, der auf dem Grabhügel stand, aus dessen unten befindlicher Erde der Todtenkopf wahrscheinlich herausgeschaufelt worden war. Die Inschrift auf diesem kleinen Leichensteine war jedoch ganz verwittert und verblichen, daß es für Alexis, zumal jetzt bei dem ungewissen Lichte des Mondes, eine völlige Unmöglichkeit war, nur ein einziges Wort aus jener heraus zu enträthseln. Pomarski verhüllte daher den Todtenschädel in ein Tuch, begab sich auf den Rückweg und ging mit seinem verhängnißvollen Furd nach Hause, wo er eine der qualvollsten Nächte seines Lebens zubrachte. Am folgenden Morgen war es das erste und wichtigste Geschäft Pomarski's, wieder nach dem Dorfe Rothenfels zu

eilen, den Todtengräber des Ortes aufzusuchen und diesem den aufgefundenen Todtenschädel mit dem Nagel zu zeigen. Er unterrichtete den Mann genau von dem am gestrigen Abend stattgehabten Vorfall und fragte dann den Todtengräber, ob er den aufgefundenen Todtenschädel wirklich aus dem neben der offenen Gruft befindlichen Grabe herausgeschaufelt habe, und ob nicht ausfindig gemacht werden könne, wer in jenem Grabe einst beerdigt worden sei? Aus den Antworten des über alle Maassen verwunderten Todtengräbers ergab sich, daß der durchnagelte Todtenkopf allerdings aus dem von Alexis bezeichneten Grabe herausgeworfen worden und daß in diesem Grabe, wie sich der alte Todtengräber noch recht wohl erinnerte, und wie auch die bei Tage noch lesbare Inschrift des kleinen Leichensteines bezeugte, der vor etwa achtundzwanzig Jahren plötzlich verstorbene Schulmeister des Ortes begraben worden sei. Dieser Schulmeister war derselbe, dessen hinterlassene Wittwe der Besitzer des Rittergutes Rothenfels, der Herr von Sternberg, also Oswalds Vater, geheirathet hatte. Alexis erschrak auf das heftigste bei dieser Offenbarung.

Augenblicklich kamen ihm die schauerlichen Träume Oswalds zu Sinnen, jene Träume, wo Oswald die

drohende Gestalt seines verstorbenen Vaters erblickt hatte, welche mit einem Hammer Schläge auf das Haupt des Sohnes zu führen bemüht war. In Alexis Seele wurde ein peiniger Zweifel rege, ob er in Untersuchung der Angelegenheit, die nun immer mehr und mehr ein fürchtbares Ansehn gewann, weiter schreiten, oder ob er die gemachte Entdeckung fallen lassen sollte. Der stumme, Rache fordernde Ankläger eines wahrscheinlich vor achtundzwanzig Jahren verübten, schrecklichen Verbrechens, der von dem Nagel durchstosene Todtenkopf nämlich, war aber nun einmal ans Tageslicht getreten; Pomarski's Gewissen verbot ihm, die gerechte Rache des Schicksals durch Stillschweigen über die gemachte Entdeckung zu verhindern, und übrigens bestand der alte Todtengräber darauf, daß die Sache dem Herrn Pastor des Orts und den Gerichten angezeigt werden müsse. Alexis war endlich kurz entschlossen. Um den Schein von sich abzuwenden, als ob er aus Rachegefühl oder aus andern noch verwerflicheren Gründen gewissermaßen als Ankläger in einer so fürchterlichen Dswalds verstorbenen Vater und Dswald selbst betreffenden Angelegenheit austräte, so wußte er den Todtengräber zu bestimmen, auszusagen, daß er, der Todtengräber, nicht aber Alexis, den Todtenschädel mit dem Nagel aufgefunden habe, und ihn, den Doctor von Pomarski, bei der Sache ganz aus dem Spiele zu lassen. Der Vorfall wurde also zunächst von dem Todtengräber dem Pastor zu Rothenfels angezeigt. Dieser, ein sehr alter würdiger Mann, war natürlich außerordentlich erstaunt und erinnerte sich gleich eines wichtigen Umstandes, der vor zweiundzwanzig Jahren bei dem Tode der Frau von Sternberg statt gefunden hatte, welcher Umstand denn auch den Pastor bewog, die merkwürdige Entdeckung sofort vor das Kriminalamt zu bringen. Da nun in der Person des Pastors jemand auftrat, der eine Untersuchung der geschehenen Entdeckung beantragte, so mußte auch das Kriminalgericht von Amtswegen eine Untersuchung einleiten. Der Kriminalrichter hegte die moralische Ueberzeugung, daß an dem Schulmeister in Rothenfels vor achtundzwanzig Jahren wirklich eine schauderhafte Mordthat begangen worden sei, es kam nur darauf an, zu erforschen, ob dieser Mord von dem verstorbenen Herrn von Sternberg, vielleicht unter Mitwissen oder gar Mitwirkung seiner Gattin, verübt worden sei, oder ob

ein anderer den Mord begangen habe, ob noch andere Personen bei Ausübung des Verbrechens betheilig gewesen wären, und ob diese andern Verbrecher oder bei Ausübung des Verbrechens wenigstens betheiligte Personen vielleicht noch lebten und mithin von dem Arm der strafenden Justiz noch erreicht werden könnten. Es wurden mehrere alte Leute, die ehemals mit dem Herrn und der Frau von Sternberg in Verbindung gestanden hatten, besonders solche, die bei dem Ableben der Frau von Sternberg gegenwärtig gewesen waren, vor das Kriminalamt gefordert und verhört. Sämmtliche Verhöre führten aber kein Resultat herbei, welches einiges Licht in die schauerlich dunkle Angelegenheit gebracht hätte. Ganz unerwartet wurde eines Tages auch der Herr Rath von Sternberg vor das Kriminalamt beschieden. Dswald glaubte, daß man einen Ausspruch oder Aufschluß in irgend einer Justizsache von ihm begehre, zu seinem grenzenlosen Verdruß und Erstaunen mußte er aber die Erfahrung machen, daß er vor dem Kriminalgericht selbst eine Person darzustellen habe, die ins Verhör genommen wurde. Der Rath wurde zunächst befragt, ob er vielleicht im Besitze eines seine verstorbenen Eltern betreffenden Geheimnisses sei? Als er dies verneinte, wurde er weiter gefragt, ob er noch Papiere besäße, die von seinen seligen Eltern herrührten? Wenn dies der Fall sei — die das vererbte Vermögen betreffenden Documente seien jedoch nicht mit dahin zu rechnen — so werde ihm aufgegeben, diese Papiere der Kriminalbehörde auszuliefern. Dswald besaß allerdings noch einige Briefe und andere Papiere von seinen seligen Eltern; er suchte diese unverzüglich zusammen und lieferte sie sämmtlich an das Kriminalgericht aus.

Aber auch aus diesen Papieren ergab sich nichts, was eine Aufklärung gegeben hätte. Der Rath von Sternberg begriff nicht, wozu dies alles geschah, denn von der Auffindung des Todenschädels mit dem Nagel wußte er nichts. Es lag auf der Hand, daß Dswald, der ohnehin so mürrisch und tief melancholisch war, in eine entsetzliche Aufregung gerathen mußte. In seiner Seele erhob sich ein finsterner Argwohn und die brennende Begierde, zu wissen, um was es sich denn hier eigentlich handle? Aber das Kriminalgericht ertheilte ihm mit der Consequenz einer gewissenhaften Behörde keinen Aufschluß darüber. Der alte Pastor in Rothenfels

hatte abgewartet, ob sich aus den Untersuchungen des Kriminalgerichts etwas ergeben würde, als er aber wahrnahm, daß dies nicht der Fall sei, so erschien er freiwillig vor dem Kriminalamt und reichte ein von der verstorbenen Frau von Sternberg herrührendes Schreiben ein. Das Schreiben war neunfach versiegelt und an den Sohn der seligen Frau von Sternberg, also an Oswald, adressirt. Der Pastor sagte aus, daß er dies Schreiben aus den Händen der Frau von Sternberg in ihrer Todesstunde empfangen habe, wo die sterbende Dame offenbar in der schrecklichsten physischen und geistigen Qual und Beängstigung sich befunden und er, der Pastor, ihr pflichtgemäß nach seinen besten Kräften Trost zugesprochen habe. Die Frau von Sternberg habe ihn unter Thränen und Todesangst beschworen, das versiegelte Schreiben für ihren Sohn Oswald heilig aufzubewahren, aber sonst niemanden zu zeigen. Er, der Pastor, habe Frau von Sternberg gesagt, sei ein noch junger, kräftiger und gesunder Mann, und es sei anzunehmen, daß er wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen werde; er solle daher den zukünftigen Lebenslauf ihres Sohnes Oswald beobachten, sei es nun in der Nähe, oder aus der Ferne; wenn er, der Pastor, bemerke, daß sich Oswald einem leichtsinnigen, unziemlichen, oder gar lasterhaften Leben ergebe, so solle er ihm das versiegelte Schreiben von seiner todtten Mutter einhändigen; wenn aber Oswald redlich und tugendhaft lebe und glücklich sei, so solle er dies Schreiben niemals erhalten, und wenn er, der Pastor, etwa krank werde und sein Ende herannahen sähe, so solle er vor seinem Tode das Schreiben uneröffnet und ungelesen vernichten. Dies ist die Bitte und der Auftrag der sterbenden Frau von Sternberg gewesen, und er, der Pastor, habe kein Bedenken getragen, zu versprechen, den Wunsch der Sterbenden gewissenhaft erfüllen zu wollen. Unter den jetzt obwaltenden Umständen halte er es jedoch für seine Pflicht, das versiegelte Schreiben der verstorbenen Frau von Sternberg dem Kriminalgericht zu übergeben, da möglicher, ja sogar wahrscheinlicher Weise in der Angelegenheit wichtige Aufschlüsse daraus hervorgehen würden. Der Kriminalrichter nahm das Schreiben in Beschlag, eröffnete dessen Siegel und las es. Aus diesem langen Briefe der verstorbenen Frau von Sternberg ging allerdings die

vollständigste Aufklärung hervor. Der Schulmeister zu Rothenfels war vor achtundzwanzig Jahren von dem Herrn von Sternberg und von der Frau des Schulmeisters, nachmaliger Gemalin des Herrn von Sternberg, wirklich auf eine schauerhafte Art ermordet worden, aber das gräßliche Verbrechen war von der Gattin des Schulmeisters und Herrn von Sternberg allein verübt worden und keine andre Person war bei Ausübung des Verbrechens im Entferntesten theilhaftig oder auch nur mitwissend gewesen. Die Untersuchungen hatten nun eigentlich ihr Ende erreicht, aber noch keineswegs die Folgen des merkwürdigen Vorfalles überhaupt. Obgleich die interessante, Schauer erregende Thatsache, daß im Dorfe Rothenfels ein von einem Nagel durchstoßener Todtenschädel aufgefunden worden sei, und daß dieser Todtenkopf dem ehemaligen wahrscheinlich von dem verstorbenen Herrn von Sternberg ermordeten Schulmeister zu Rothenfels angehört habe, nicht nur in dem Dorfe Rothenfels, sondern auch in der ganzen Umgegend und in der Residenz ruckbar und namentlich in der Residenz zum Stadtgespräch geworden war, so befanden sich doch Oswald und die Familie des Generals von Sonnenburg noch in völliger Unwissenheit über dies Ereigniß.

Jedermann hatte es, zumal bei der düstern Gemüthsstimmung Oswalds, auf das sorgfältigste vermieden, gegen ein Glied der Familie von Sonnenburg oder gegen den Rath von Sternberg nur das geringste über das schauerhafte Ereigniß in Erwähnung zu bringen oder anzudeuten. Nun war aber die brennende Neugierde Oswalds, was es eigentlich für ein seine Familie betreffendes Ereigniß sei, über welches eine Untersuchung bei dem Kriminalgericht obschwebte, dergestalt in Aufruhr gebracht, daß er kein Mittel unversucht ließ, zu erfahren, was er zu wissen begehrte. Der Kriminalrichter hatte die Unvorsichtigkeit begangen, seiner Frau mitzutheilen, auf welche Art die in der Residenz vielbesprochene Geschichte von dem Todtenschädel mit dem Nagel nunmehr völlig aufgeklärt worden sei, allerdings mit der strengen Weisung, von dieser Mittheilung ja gegen niemanden etwas verlauten zu lassen. Die unverzeihliche Schwäche des Kriminalbeamten zog ihre natürlichen Folgen nach sich. Unter tausend Fällen wird sich kaum einer finden, wo ein Geheimniß, was einer Frau anvertraut worden ist, von dieser

unverbrüchlich bewahrt wird. Kurz, der Rath v. Sternberg fand endlich einen Canal, durch dessen Verfolgung er wenigstens so viel erfuhr, daß dem Kriminalgericht ein von seiner seligen Mutter an ihn gerichtetes Schreiben vorliege. Sofort beantragte er bei dem Kriminalgericht, daß dieses von seiner seligen Mutter herrührende Schreiben an ihn ausgeliefert werde. Dadurch sah sich nun der Kriminalrichter in eine beispiellose Verlegenheit versetzt. Er konnte allerdings nicht leugnen, daß ein von der verstorbenen Frau v. Sternberg an ihren Sohn Oswald gerichtetes Schreiben dem Kriminalamt vorgelegt worden sei, aber der Kriminalrichter verweigerte entschieden die Auslieferung des Schreibens an den Rath von Sternberg und zwar nur aus humanen Rücksichten gegen Oswald. Die Untersuchung war nunmehr geschlossen; die verhängnißvolle Angelegenheit mußte für immer ruhen, und alles, was in derselben von Seiten des Kriminalgerichts erforscht worden war, mußte ad acta gelegt werden. Der Schulmeister zu Röthensfels war allerdings von dem verstorbenen Herrn v. Sternberg unter Mitwirkung der Frau des Schulmeisters, nachmaliger Frau v. Sternberg, auf eine schreckliche Art ermordet worden, allein das Verbrechen gehörte der Vergangenheit an, hatte keinen Einfluß mehr auf die Gegenwart, und durfte denselben nicht mehr haben. Keine Person war bei Ausübung des Verbrechens theilhaftig, oder darin verwickelt gewesen. Oswald, dies begriff jedes Kind, war ganz unschuldig. Der geringe hinterlassene Besitz des ermordeten Dorfschulmeisters war nicht an die nachmalige Frau v. Sternberg, sondern an den armen Verwandten des Schulmeisters übergegangen. Es lebte niemand auf der Welt, der durch den vor langer Zeit erfolgten Tod des Schulmeisters jetzt noch irgend wie beeinträchtigt gewesen wäre, und die eigentlichen Thäter des allerdings unerhörten Verbrechens waren beide todt und befanden sich schon längst außer dem Bereich aller menschlichen Justiz. Es war daher weder ein juristischer, noch ein moralischer Grund vorhanden, jemanden die verderblichen Folgen des schrecklichen Verbrechens empfinden zu lassen. Der Kriminalrichter, welcher begriff, daß der Inhalt des von der verstorbenen Frau v. Sternberg verfaßten Schreibens auf den Geisteszustand eine tief erschütternde und zerrüttende vielleicht völlig zerstörende

Wirkung hervorbringen müsse, verweigerte also hartnäckig die Uebergabe jenes Schreibens an den Rath v. Sternberg, und zwar um so mehr, da, wie der Kriminalrichter bemerkte, er zur Vorenthaltung des Schreibens von der verstorbenen Frau v. Sternberg selbst autorisirt sei, denn die sterbende Dame habe ausdrücklich bestimmt, daß das von ihr verabsaßte und versiegelte Schreiben ihrem Sohne nur in dem Falle übergeben werden solle, wenn dieser sich von der Bahn der Rechtlichkeit und Tugend entferne. Der Rath v. Sternberg protestirte aber energisch gegen diese Autorisation des Kriminalrichters und stützte sich auf den unumstößlichen Rechtsgrundsatz, daß ein von seiner seligen Mutter an ihn gerichtetes und an ihn adressirtes Schreiben sein Eigenthum sei, welches, nachdem es von der Behörde zu ihrem stattgehabten Zweck benützt worden, er zu reclamiren unbedingt befugt sei. Als der Kriminalrichter trotzdem auf seiner Weigerung beharrte, so trat Oswald mit einer schonungslosen Hitze und einem erbitterten Trotz gegen ihn auf und drohte dem Kriminalrichter selbst mit einem Prozeß, wenn nicht ihm, dem Rath v. Sternberg, das beanspruchte Schreiben sofort einhändig würde. Demnach sah sich der Kriminalrichter ungeachtet seiner humanen Absichten endlich genöthigt, dem stürmischen Begehren Oswalds nachzugeben. Er übersendete dem Rath v. Sternberg das Schreiben seiner verstorbenen Mutter und begleitete dasselbe mit einem wohlwollenden Privatbrief, worin er mit der wärmsten Theilnahme den Herrn Rath v. Sternberg förmlich bat, das Schreiben seiner seligen Mutter lieber ungelesen den Flammen zu übergeben. Falls aber dennoch Oswald sich nicht abhalten ließe, das Schreiben durchzulesen, so bot der Kriminalrichter mit einem preiswürdigen Erstreben, in einer Masse von Trost- und Beruhigungsgründen Alles auf, die voraussichtlich unheilvollen Folgen der Durchlesung des Schreibens so viel als möglich im voraus zu hintertreiben oder wenigstens zu entkräften. Mit einer an Wuth gränzenden Begierde begann Oswald die Lectüre des verhängnißvollen Schreibens seiner seligen Mutter. Dasselbe fing sich an mit Ergießungen eines von fürchterlichen Gewissensbissen und den Qualen der Reue gefolterten Gemüthes, welches in Todesfurcht erzittert und vor den Strafen des höchsten Richters erbangt, und es endigte sich mit den wehmüthigsten und zärtlichsten

Bitten und Beschwörungen einer Mutter an ihren einzigen, geliebten Sohn, daß dieser nie einen Finger breit von dem Pfad des Rechts, der Ehre und der Tugend abweichen solle, daß, im Fall er schon gewankt hätte oder gestrauchelt wäre, er auf das schnellste auf die verlassene Bahn zurückkehren müsse, und daß er sich das grauenvolle Schicksal seiner unglücklichen Eltern zur Warnung dienen lassen möge.

Zwischen diesem Anfang und diesem Schluß besand sich eine lange Mittheilung, die an manchen Stellen so beschaffen war, daß sie auf eine geistige Verwirrung der Schreiberin schließen ließ, und welche die Geschichte der Entstehung, der Vollführung und der Folgen des von Herrn und Frau v. Sternberg verübten Verbrechens enthielt. Wir erzählen diese Geschichte, nicht so wie sie Frau v. Sternberg niedergeschrieben hatte, sondern in einem kurzen Umriss.

Der Herr v. Sternberg, seit einigen Jahren kinderloser Wittwer, lebte auf seinem Rittergute Rothenfels und machte die Bemerkung, daß die Frau des Schulmeisters im Dorfe ein außerordentlich schönes junges Weib sei. Durch das schöne Aeußere der jungen Frau, welches allerdings sehr geeignet war, das sinnliche Verlangen eines Mannes zu erregen, fühlte sich der Herr v. Sternberg, der in geistiger Beziehung nicht eben auf einer sehr hohen Stufe der Bildung stand, unwiderstehlich angezogen und gefesselt. Die Gattin des Schulmeisters, Agnes genannt, von der Natur mit frisch rothen Mund und Wangen, blendend weißer Haut, ein Paar feurigen dunklen Augen und brennend schwarzem Haar ausgestattet, zeichnete sich besonders durch einen hohen wunderschönen Wuchs üppiger Körperformen aus. Als die Tochter eines verarmten Dekonomen besaß sie zwar sehr wenig oder gar keine feine Bildung, aber zufällig einen hellen, durchdringenden Geist. Ein schlimmes Schicksal wollte, daß dieser von Natur scharfsichtige Geist mit einem kaltem, egoistischem Herzen gepaart war. Schon bei dem dritten Besuch, mit welchem der Herr v. Sternberg die Wohnung des Schulmeisters beehrte, begriff Agnes, welche Absichten der gnädige Herr in Bezug auf ihre Person unzweifelhaft hege, zumal da der Herr v. Sternberg der Schulmeisterin gegenüber sich sehr wenig Mühe gab, seine Absichten zu verbergen. Es währte nicht lange, so trat dieser mit seinen sehnlichen Wünschen, die sich von

Tage zu Tage heftiger in ihm entflammten, immer deutlicher gegen die schöne junge Frau hervor, natürlich nur bei Gelegenheiten, wo der Schulmeister nicht zugegen war; aber Agnes blieb ihrem Gatten treu und ließ sich unter keiner Bedingung darauf ein, mit dem Herrn v. Sternberg in irgend ein strafbares Verhältniß zu treten. Agnes bewahrte ihrem Gemal die eheliche Treue, nicht etwa aus dem reinen Antriebe weiblicher Tugend, sondern aus kalter Berechnung; sie erblickte nämlich in der Zuneigung des Herrn v. Sternberg, die sehr bald zur Leidenschaft emporwuchs, ein Mittel, wodurch sie sich zur vornehmen und reichen, in Glanz und Luxus lebenden Dame emporheben könne, denn das junge Weib war eitel und coëtt, begierig nach Reichthum und ehrgeizig, mit einem Wort: im höchsten Grade selbstsüchtig. Mit vielem Geschick, welches dem früher einfachen Landmädchen wohl schwerlich jemand zugetraut hätte, wußte sich Agnes gegen den Herrn v. Sternberg immer recht liebenswürdig und anlockend zu benehmen, sie verstand es, ihre Reize, mit denen sie von der Natur verschwenderisch begabt war, in süß verführerischem Lichte schimmern zu lassen, aber sie gewährte ihrem Anbeter niemals die kleinste Gunst, so sehr auch dieser darum zu bitten sich schon einigemal herabgelassen hatte. Ohne jemals in der Schule großstädtischer Coëtterien ausgelernt zu sein, trieb die junge Frau mit einem natürlichen, ihr angeborenen Talent das Spiel einer abgeseimten raffinierten Coëtte. Bei dem Einfluß, den solchergestalt Agnes auf den Herrn v. Sternberg ausübte, war es nicht eben wunderbar, wenn in diesem, der just nichts weiter zu thun hatte, als seinen Launen nachzuhängen, das erregte sinnliche Verlangen — die Neigung des Herrn v. Sternberg zu der Schulmeisterin mit dem Worte „Liebe“ zu bezeichnen, würde eine Entweihung dieses Wortes gewesen sein — binnen kurzer Zeit zur wilden, verzehrenden Glut emporloderte. — Dem armen Schulmeister, welchem es im Bezug auf seine Frau bei den wiederholten Besuchen des Herrn v. Sternberg angst und bange wurde, war dennoch nicht im Stande, aus dem Betragen seiner Frau gegen den gnädigen Herrn derselben etwas Unziemliches nachzuweisen. Der Schulmeister, ein schlichter, gutmüthiger Mann, besaß auf der Welt nur einen einzigen großen Schatz,

und dieser Schatz war eben seine Frau. In jeder Rücksicht ein ganz gewöhnlicher Mensch, der seiner beschränkten Wirkungskreis ausfüllte, war dieser Mann weder liebenswürdig, noch hassenswerth, und in seinem Aeußern, ebenfalls weder schön, noch häßlich, zeichnete er sich durch weiter nichts aus, als etwa durch ein sehr starkwüchsiges, wolliges und buschiges Haupthaar. Aber gerade dieses starke, buschige Haar des Schulmeisters, welches, wie manchen andern Personen, dem Herrn v. Sternberg gleichfalls auffällig erschien, brachte den Letztern auf einen Gedanken, der den ersten Keim zu einem nachmaligen fürchterlichen Ideengang bildete. — Eines Tages, als der Herr v. Sternberg die Wohnung des Schulmeisters wieder einmal besuchte und Agnes allein antraf, vermochte jener dem Drang seiner Leidenschaft nicht länger zu gebieten. Es kam zu einer Erklärung, bei welcher der fast bis zur Tollheit exaltirte Liebhaber sich der jungen schönen Frau zu Füßen warf und die Qualen seines Herzens und die Wünsche seines brennenden Verlangens vor ihr ausschüttete. Agnes hörte den zu ihren Füßen liegenden Anbeter ruhig an und erklärte denn ganz offen und einfach, daß, falls sie noch nicht verheirathet wäre, sie es für ein großes Glück erachten würde, wenn der Herr v. Sternberg sie zu seiner Gemalin wählen wolle. Da sie nun aber einmal verheirathet wäre, so sei nicht abzusehen, zu welchem Ziele die leidenschaftlichen Ergießungen des gnädigen Herrn führen sollten. Schon durch diese Erklärung Agnesens fühlte sich der Herr v. Sternberg sehr beglückt und versäumte nicht, die junge Frau darauf aufmerksam zu machen, daß eine Scheidung von ihrem Mann vielleicht bewerkstelligt werden könne. — Nach allen bestehenden Gesetzen war aber eine solche Ehescheidung ziemlich eine Sache der Unmöglichkeit. Der Schulmeister hatte bisher mit seiner Gattin friedlich und wenigstens in einer gewissen Beschränkung glücklich gelebt. Beide Theile hatten sich gegenseitig nichts Erhebliches vorzuwerfen. Weder nach moralischen, noch nach positiv rechtlichen Principien lag irgend ein Grund vor, der als ein Scheidungsgrund vernünftigerweise hätte aufgestellt werden können. Agnes hätte auf einmal gegen ihren Ehemann förmlich den Satan spielen müssen, wenn es hätte zu ehelichen Excessen kommen sollen, die dann allerdings als

Scheidungsgründe hätten benutzt werden können. Aber auf dem Wege des Scandals und dem entehrender, schmählisches Aufsehen erregender Handel, von welchen Handeln es leicht abzusehen gewesen wäre, zu welchem Zweck sie angestiftet worden seien — auf diesem Wege wollte Agnes nicht zu dem von ihr und namentlich von dem Herrn v. Sternberg ersehnten Ziele gelangen. Was war also für den Letztern zu thun? — Entweder mußte er seine Leidenschaft mit Gewalt unterdrücken — dazu fühlte er sich aber durchaus unfähig — oder er mußte das Hinderniß, welches ihm in der Person des Schulmeisters entgegenstand, aus dem Wege räumen. Es verging eine lange Zeit, ehe in dem verblendeten, von seiner Leidenschaft bis zu einem Grad von Raserei entzündeten Manne endlich ein bestimmter Entschluß zur Reise kam. Was während dieser Zeit Alles zwischen dem Herrn v. Sternberg und der Schulmeisterin im Geheimen verhandelt wurde; welche verwirrenden, zum Theil fürchterlichen Seelenprocesse in dem Gemüth des verirrtten Mannes vorgingen, der das Opfer der herzlosen Colecterie eines selbstsüchtigen Weibes wurde; wie es zugeing, daß am Ende Agnes selbst sich entschloß mit Verleugnung jedes weichen, weiblichen Gefühls Hand und Hülf zur Vollführung einer verbrecherischen That darzubieten — dies Alles hier zu erörtern würde zu weitläufig werden. Genug, es war nicht eine Vergiftung, die Herr v. Sternberg wählte, um zu seinem Zwecke zu gelangen, sondern es war ein andres noch viel gräßlicheres Mittel; denn eine Vergiftung kann für den, der nicht mit Gift umzugehen versteht und doch eine Vergiftung auf geschickte Weise ins Werk setzen will, leicht Verdacht erregende Umstände herbeiführen, wenn sie nicht gar Mitwisser nöthig macht, oder die Vergiftung wird auf ungeschickte Weise bewerkstelligt, in welchem Falle dann die Folgen derselben an dem vergifteten Leichnam auf eine in die Augen springende Art sich herausstellen. — Eines Abends nahm der Schulmeister in einer Tasse Thee, die er vor dem Schlafengehn trank, ohne es zu wissen, ein starkes Einschläferungsmittel zu sich, welches Agnes vorher von dem Herrn v. Sternberg erhalten und ihrem Gemal in den Thee gemischt hatte. Spät in der Nacht trat eine lange, tief in einen Mantel verhüllte Männergestalt in das Wohnzimmer der

Schulmeisterin und machte gegen die noch wachende junge Frau eine Geberde, welche zu fragen schien, ob Alles vorbereitet sei? Agnes nickte mit dem Kopf. Die Vorbereitungen zu dem Entsetzlichen, was geschehen sollte, waren wirklich getroffen. Die Schulmeisterin hatte ihrem Gatten, der in tiefen und festen Schlaf gesunken war, Hände und Füße zusammen geknebelt und außerdem den Mund mit einem Tuche zu gebunden. Ein Becken mit Wasser stand neben dem Bette des Schulmeisters. Die lange verummte Männergestalt, Herr v. Sternberg war es, trat leise in das Schlafzimmer des Schulmeisters, stemmte ein Knie gegen die Brust des Schlafenden, nahm einen Hammer und einen scharfen Nagel hervor und schlug den letzteren in das Haupt des Schläfers hinein. Das unglückliche Opfer zuckte krampfhaft zusammen und würde gewiß einen Schrei ausgestoßen haben, wenn ihm nicht der Mund verbunden gewesen wäre. Der Thäter der schrecklichen Handlung legte alsbald den Körper des Schulmeisters so, daß dessen Kopf über das Wasserbecken herabhing, damit er ausbluten könne. Hierauf verhüllte der Mörder das Gesicht in seinen Mantel und blieb eine Weile unbeweglich stehen. Als das Haupt des Opfers ausgeblutet, that Herr v. Sternberg noch das Letzte. Er hatte nämlich mit eiserner Willenskraft und Resignation beschlossen, Alles selbst zu thun: er entledigte den Körper des nunmehr todtten Schulmeisters seiner Bande, reinigte vermittelst eines Schwammes das oberste Haupthaar des Opfers vom Blut, legte die Leiche im Bett zurecht und verbarg mit leichter Mühe für die Ewigkeit, wie der Mörder meinte, die platte Kuppe des Nagels unter dem buschigen Haarwuchs des Schulmeisters, dann goß er auch noch den Inhalt des Wasserbeckens zum Fenster hinaus in eine offene Schleuse hinab. Die That war vollbracht. Bläß und mit entstelltem Gesicht trat der Herr v. Sternberg aus der Schlafkammer des Schulmeisters, gab der bleichen Agnes einen Wink, welcher andeutete, daß nun Alles gethan sei, und entfernte sich leise und schweigend wie er gekommen war. Er eilte nach seinem Schloß, bestieg ein bereit gehaltenes Pferd und unternahm noch in derselben Nacht einen tollen halbsbrecherischen Ritt, den wildesten, den er je unternommen, um den fürchterlichsten Eindrücken zu entgehen, denen er so eben unterlegen hatte, um

gleichsam in verzweifelter Flucht den entsetzlichen Gedanken zu entrinnen, von denen er gejagt und verfolgt wurde. Am andern Morgen ermangelte die Schulmeisterin nicht, ein jammervolles Geschrei und Wehklagen über den plötzlich in der Nacht erfolgten Tod ihres Mannes zu erheben. Es hieß, der Schulmeister sei plötzlich an einem Schlagfluß gestorben, und er wurde in der Stille beerdigt. Die Dorfgemeinde ließ nachmals ihrem Schulmeister ein kleines Denkmal auf seinem Grabe errichten. Agnes stellte sich krank, um nicht bei der Beerdigung ihres Gatten gegenwärtig sein zu müssen. Schon nach drei Tagen erklärte sie jedoch, daß sie sich nun wohl genug fühle, um die Schulmeisterwohnung verlassen zu können. Sie gab vor, sich zu entfernten Verwandten begeben zu wollen, aber sie reiste nicht zu Verwandten, sondern traf an einem schon lange vorher verabredeten Ort mit Herrn v. Sternberg zusammen. Derselbe reiste dann mit Agnes nach einem entfernten Badeort, wo er sich heimlich mit ihr vermählte. Die heimlich Vermählten unternahmen hierauf eine weite Reise an den Rhein, durch Frankreich nach der Schweiz und Tyrol und endlich nach Italien; sie stürzten sich von Zerstreuung zu Zerstreuung, von Vergnügen zu Vergnügen, um die Stimme ihres Gewissens zu übertäuben. Nach anderthalb Jahren ließ der Herr v. Sternberg seine Vermählung mit der Wittwe des Schulmeisters in den Zeitungen bekannt machen, und nach Verlauf von zwei Jahren kehrte er mit Agnes nach der Residenz zurück, in deren Nähe sein Rittergut Rothenfels lag. Die Frucht der auf ein entsetzliches Verbrechen gegründeten ehelichen Verbindung zwischen Herrn v. Sternberg und Agnes war Oswald. In den letzten Jahren seines Lebens versank der Herr v. Sternberg in eine tiefe Melancholie und stürzte sich endlich, um seinem Dasein ein Ende zu machen, von einem hohen Felsen herab. Irrigerweise glaubte man dazumal, wie wir oben schon mitgetheilt haben, daß der Herr von Sternberg auf einem Spaziergang wahrscheinlich von einem Schwindel befallen worden und in den Abgrund gestürzt sei. Die hinterlassene, unglückliche Wittwe folgte unter den fürchterlichsten Gewissensqualen ihrem Gatten bald im Tode nach.

Oswald hatte das Schreiben seiner verstorbenen Mutter bis zum Ende gelesen; bis zum Schluß des

Briefes hatten die Kräfte seines Geistes ausgehalten; als aber seine starrenden Augen bis zu dem letzten Buchstaben geglitten waren, glaubte Oswald die Gestalt seines verstorbenen Vaters mit Hammer und Nagel in den Händen leibhaftig vor sich zu sehen, und er wählte den Schmerz zu fühlen, wie der finstere Vater erbarmungslos einen scharfen Nagel in das Haupt seines Sohnes hineinhämmerte. In der Wohnung des Rath's v. Sternberg trat in diesem Moment ein furchtbares Ereigniß ein: bei dem Besitzer des Hauses nämlich kehrte der Wahnsinn, an welchem er vor einiger Zeit gelitten hatte, in viel heftigerem Grade zurück. Oswald wüthete gegen Alles, was sich in seiner nächsten Umgebung befand und gegen sich selbst; sein Wahnsinn artete in förmliche Raserei und Tobsucht aus. Der unglückliche Mann mußte mit Gewalt in Fesseln geschlagen und in ein Irrenhaus gebracht werden. Nach Verlauf von vier Wochen erhielt die Rätbin Victoria v. Sternberg von dem Director des Irrenhauses, in welchem sich Oswald befand, einen Brief, worin der Dame von dem Director gemeldet wurde, daß ihr Gemal, der fürstliche Rath Herr Oswald v. Sternberg, an den Folgen der Tobsucht, an der er ununterbrochen gelitten habe, plötzlich verschieden sei. Die trauernde Victoria hatte den Brief, der die erschütternde Nachricht enthielt, gelesen und war unter Thränen und zitternd in einen Divan gesunken, da hörte sie leise an die Thür klopfen. Es war zufällig niemand in dem Zimmer bei der Frau Rätbin zugegen; Victoria erhob sich daher vom Divan, um zu öffnen. Vor der Thür stand ein altes grinzendes Bettelweib, welches wegen Unachtsamkeit und Nachlässigkeit der Dienerschaft unaufgehalten bis vor die Thür der Frau Rätbin gedrungen war. Die alte Bettlerin war die elbe, welche einst Oswalden auf dem fröhlichen Ritt zu seiner Braut auf so widerwärtige Weise begegnet war und ihn gewissermaßen erschreckt hatte, und jetzt, wie damals, sprach sie die Worte: „die Rache des Schicksals schläft nicht, und die Sünde der Väter soll an den Kindern heimgesucht werden bis ins dritte und vierte Glied.“

III.

Ah wie viel ist mir ge^elieben,
Und wie schön ist noch die Welt!
Und mein Herz, was Dir gefällt,
Alles, Alles darfst Du lieben.

Seine.

Zwei Jahre waren wiederum verstrichen und der Doctor Alexis v. Pomarski war der glückliche Gemal der verwittweten Victoria Rätbin v. Sternberg. Der Hergang der Ereignisse, durch welche es zu diesem Ende gekommen, war ganz einfach gewesen. Alexis hatte nach dem Tode Oswalds der tiefbetrübteten Wittve zuerst als theilnehmender, tröstender Freund zur Seite gestanden, dann aber sich nach und nach der schon seit vielen Jahren von ihm in der Stille angebeteten Victoria immer mehr in Liebe genähert. Victoria, die schon längst wußte, daß sie von Alexis geliebt würde, und sich selbst zugestehen mußte, daß auch sie für den liebenswürdigen, interessanten Mann nicht ohne Empfindung sei, hatte, gerührt von den unzähligen zarten Beweisen der beharrlichen, tiefbegründeten Liebestreue Pomarski's, endlich dem sehnsüchtigen Verlangen des liebenden Mannes nachgegeben. Wie früher Oswald so stand jetzt Alexis auf dem Gipfel irdischer Glückseligkeit, nur mit dem Unterschied, daß Alexis aus betrübten und beinahe dürftigen Verhältnissen sich plötzlich zu einer so bedeutenden Höhe des Wohlergehens emporgehoben sah, während Oswald, dem verwöhnten Günstling des Glückes, vom Schicksal bestimmt war, von dem Gipfel irdischer Glückseligkeit plötzlich in den Abgrund des Verderbens gestürzt zu werden. Victoria, die längere Zeit viel durch Gram und Schmerz gelitten hatte, war in der ganzen Fülle ihrer herrlichen Schönheit lieblich wieder emporgeblüht. Der Geburtstag des Doctors v. Pomarski war gekommen und derselbe sollte als ein angenehmes häusliches Fest begangen werden. Seltsamerweise hatten Träume in dem Leben der beiden Gatten Victoria's immer eine wichtige Rolle gespielt. Auch heute sollte ein Traum Pomarski's glücklicherweise nicht zu schrecklichen, sondern vielmehr zu heiteren Empfindungen Veranlassung geben. Victoria hatte Sorge getragen, daß ihr Gemal von einem schönen feierlichen Morgengesang, von Instrumenten begleitet, aus seinem Schlummer geweckt würde. Als die Töne verklungen waren, schlüpfte Victoria in das Schlafzimmer ihres Gatten, lüftete die Vorhänge

seines großen Himmelbettes und brachte ihm, der noch halb vom Traume umfungen war, die herzlichsten Glückwünsche dar; sie deutete dabei auf ein Tischchen, auf dem sich einige kostbare Geburtstagsgeschenke befanden, unter denen sich vorzüglich ein feingearbeiteter, silberner Becher und mehre Flaschen des edelsten Weines auszeichneten. Bald darauf trat Alexis noch im Negligee des seidenen Schlafrockes und mit froh verklärtem Antlitz zu seiner Gemalin in den Gesellschaftsalon, wo die zum Frühstück bereitete Chocolate wartete.

„Dank Dir, meine reizende Victoria!“ hob er an zu sprechen, „wir wollen uns heute ganz mit übergelücklichem Herzen dem Genuße des Lebens und der Liebe hingeben. Jedoch muß ich Dir erst mittheilen, daß ich in der vergangenen Nacht von einem bangen Traum beängstigt worden bin. Mir träumte nämlich, die Göttin Flora sei gestorben, und es gab keine Blumen und keinen süßen Duft mehr; auch Amor war todt, und alle Mädchen und jungen Frauen waren verblüht und häßlich, die Jünglinge und jungen Männer schrecklich anzuschauen, und Mädchen und Jünglinge konnten sich nicht mehr lieben; sogar der lustige Bacchus war begraben, und keine Trauben waren zu finden, alle Flaschen und Gläser leer; ja selbst die liebliche Cuterpe war verschieden, und alle Vöglein waren stumm, alle Saiten zerrissen, alle Flöten zerbrochen, und die Hörner und Trompeten waren zu todtem Erz zusammengeschnitten; endlich war auch der herrliche Apollo erblichen, und alle Menschen waren ernst und stumm; es gab keine Kunst mehr, welche bunte Blüten in den farbenlosen Teppich des Lebens webt, und kein freundliches Bild erfreute durch seinen zarten Farbenschnitz und die zauberischen Gruppirungen der Gestalten; mit einem Wort: die ganze Natur war entgeistigt und reizlos. — Da aber — als ich in den tiefsten Jammer über dies Elend versunken war — da hob süßes Leben meine Brust und das Licht des Erwachens umspielte mich; ich war noch ein junger kräftiger Mann, es war ja, wie ich mich entsann, heute mein Geburtstag, und mein Erwachen war auch zugleich der Geburt Augenblick der gestorbenen Götter. Mein Zimmer war von Deiner Liebe aufgeschmückt mit prächtigen Blumengewinden; auf meinem Tische standen Becher und Flaschen mit edlem Wein; die Gemälde

prangten wie früher an den Wänden; vor der Thür ließ sich der rührendste Morgengesang, von Instrumentalmusik begleitet, hören; vor meinem Bette lächeltest Du, halbverborgen von den Vorhängen, schelmisch und reizend mit zu, meine holde Gattin, und in meiner wonneerfüllten Seele tauchten dichterische Gedanken empor, wie Gebete, gleichsam als Opferduftswölkchen, aufkräuselnd zu den unsterblichen Göttern.“

Froh bewegt und gerührt sank Victoria ihrem Gemal in die Arme und bedeckte ihn mit zärtlichen Küffen. In dieser Situation wurde das glückliche Ehepaar von dem hereintretenden General v. Sonnenburg angetroffen, welcher sich beeilte, auch seinerseits Gratulationen auszusprechen, wobei er insbesondere noch den Wunsch äußerte, daß dem Herrn Sidam das Reitpferd gefallen möge, welches für ihn als Geburtstagsgeschenke unten im Stalle bereit stehe. — In Pomarski's Herz und Gemüth zogen jubelnde Empfindungen der süßesten und angenehmsten Nührung ein, und bald sollten sie jubelnd, in Töne verwandelt, wieder herausströmen. Alexis bat seine Gattin Victoria, daß sie doch auf ein Weilchen ihr schönes, liebliches Plätzchen einnehmen möge, er, Alexis, wolle ihr ein wenig vorspielen. In dem Gesellschaftsalon war nämlich jene Einrichtung, deren wir früher erwähnt haben, wieder hergestellt worden, nachdem sie eine längere Zeit beseitigt gewesen war.

Hinter dem von der Wand abgerückten Pianoforte erhob sich wieder die mit den herrlichsten Blumen besetzte Stellage, auf deren oberstem Punkte ein Sessel stand, in welchem sich Victoria zuweilen niederließ, um sich von ihrem Gatten vorspielen zu lassen. Gern gewährte jetzt Victoria die von ihrem Gemal ausgesprochene Bitte; sie stieg in das Bosket hinauf, setzte sich, bekleidet mit der reizendsten Morgentoilette, die man sich denken kann, mitten unter den Blumen auf den Sessel, wie auf einen Thron nieder, und Alexis brachte der Königin Victoria, der holden Blumenkönigin und der Königin seines Herzens, auf dem Pianoforte eine wunderbar schöne Morgenmusik.

Lord John Rieglade und sein Affe.

(Schluß.)

Man schilderte ihm daher das gescheiterte Unternehmen als ein unsinniges Wagnisstück von verschrobenen Köpfen, an welchem sie keinen Theil gehabt — auf eine Lüge mehr oder weniger kam es ihnen nicht an — und versicherten, wie sie in London und Paris und selbst in Amerika mit einer großen Anzahl von Gleichgesinnten in genauen Verbindungen ständen, und im Stillen darauf bedacht wären, wenn es die rechte Zeit sei, mit vereinten Kräften aufzutreten und das zersplitterte Deutschland zu einer großen und mächtigen Republik umzugestalten.

„Wir haben zwar schon in allen Theilen Deutschlands Männer, die dahin wirken, das Volk für unsere Absichten, zu gewinnen und sie machen auch in den verschiedenen Ländern, hauptsächlich in den südlichen und in den kleinen Fürstenthümern, bedeutende Fortschritte, aber es wäre wünschenswerth, wenn Jemand, der wegen seiner Nationalität ganz unverdächtig ist, und hinlängliche Geldmittel besitzt, um eine Reise durch ganz Deutschland zu machen, sich durch Nachforschungen an Ort und Stelle unterrichtete, welcher Geist die Bevölkerung befeelt, um bei erneuertem Ausbruche der Revolution danach seine Maßregeln treffen zu können.“

„Dazu, Mylord! sind Sie ganz der Mann. Sie sind ein unverdächtiger Brite, theilen unsere weltbeglückenden Ansichten mit Begeisterung, und können mit Ihrer Menagerie, ohne sich verdächtig zu machen, überall hinreisen, Ihr englischer Paß wird überall respectirt werden.“

Der Lord stuzte, und nach einer Pause hatte er mehrere Bedenken gegen diesen Vorschlag; doch man ließ ihn nicht zu Worte kommen, versicherte ihn, daß nur er ganz der Mann dazu sei, sich eines solchen Geschäftes mit Erfolg zu unterziehen, und wenn es ihm gelänge, würden ihm noch weit größere Huldigungen zu Theil werden, als manchem andern seiner Vorgänger, man würde ihn in Kupfer stechen, Lithographien, Medaillen auf ihn ausprägen lassen, und eine berühmte Modewaarenhandlung ein neues Muster zu Ueberröcken für Herren und Shawls für Damen feil bieten, à la Rieglade.

„Wery well!“ rief der übertölpelte Lord, so laut er es vermochte, sich mit beiden Händen die Ohren zuhaltend, denn die ihm umgebenden Flüchtlinge schrien durcheinander wie in der besuchtesten Kneipe in Frankfurt am Main, Stuttgart, Wien, Trier, Köln, Düsseldorf, Leipzig, Dresden, Magdeburg, Breslau, Berlin, Königsberg in Preußen, und andern Städten und Städtchen, so daß der Lord das widerlichste Gefühl hatte, als drehe sich in seinem Gehirn ein Mühlrad.

Auf diese beiden englischen Worte erfolgte ein donnerndes Lebehoch, und es währte eine geraume Zeit, ehe sich der Tumult gelegt hatte. Man versprach dem Lord mehrere Empfehlungsbriefe an Bundesgenossen, hauptsächlich in den erwähnten Städten, aber auch noch für andere Städte und Städtlein, und selbst an Gutsbesitzer und Dorfgeistliche.

Einige hatten aber bei dieser Reise des Lords noch einen verborgenen Zweck, sie hatten sich theils wegen ihrer demagogischen Umtriebe schon zu bekannt gemacht, theils, wenn sie deshalb bereits mit Steckbriefen verfolgt worden, wollten sie sich nur im Gefolge des Lords einschmuggeln. Sie stellten ihm also vor, daß es ihm doch sehr schwierig sein würde, sich auf seinen Reisen, hauptsächlich in den nördlichen Provinzen, verständlich machen zu können, da der von dem Literat Braß erhaltene Unterricht doch zu dürftig gewesen sei, mithin müsse er wenigstens drei bis vier von den Flüchtlingen als Gehülften und Aufseher für seine Menagerie mit sich nehmen. Braß bekräftigte sogar selbst diese Bemerkung, denn er hoffte, daß er zur Zahl dieser Menagerieaufseher gewählt werden würde.

Der Lord wollte sich indeß nur zu zwei Begleitern verstehen, die richtige Bemerkung machend, wie mehrere Verdacht erwecken und unangenehme Konflikte mit den Polizeibehörden veranlassen könnten, und da er unter so vielen Bewerbern sich in der Lage wie Buridans Esel zwischen zweien Bund Heu befand, so sollte das Loos entscheiden.

Sämmtliche Namen, die auf eine solche Vergünstigung Anspruch machten, wurden auf einzelne Zettel geschrieben, zusammengerollt, in einen Karbonarhut gethan, durch einander gemengt und dann auf die Dielen des Zimmers verschüttet; der Affe erhielt darauf von seinem Gebieter einen Wink, ihm solche wie seine Badine zu bringen. Die-

jenigen, welche auf den ersten beiden Röllchen verzeichnet ständen, sollten als Aufseher seiner Menagerie mit ihm reisen. Es traf sich, daß es gerade zwei höchst verworfene Subjecte waren, die in ihrer Heimat wegen notorischer Unbrauchbarkeit und eingewurzelten Lagedieberei dem Mangel Preis gegeben und ebenfalls nach der Schweiz gewandert waren, angeblich verfolgt wegen ihrer Freisinnigkeit, um dort Schutz und Unterstützung zu suchen, die ihnen dort auch, nicht aus Mitleid, sondern in der verächtlichen Absicht gewährt wurde, um mittelbar anzudeuten, wie man Meutereien billige, und die, welche sich derselben schuldig gemacht, unterstütze.

Die beiden Bagabunden, die sich überall umhergetrieben, mit herumziehenden Schauspielerbanden die Bretter betreten, dann sich als Schriftsteller kümmerlich zu nähren gesucht, und auf Bücher, die sie herauszugeben vorgaben, Pränumeranten erbettelt, traten nun in Lohn des Lords und trugen kein Bedenken, unter ihren wahren Namen in der Schweiz als Aufseher seiner Menagerie mit ihm umherzureisen.

Der Lord trat seine Reise viel zu früh für diejenigen an, die ihn auf alle erfindliche Weise ausgebeutet hatten, und er fand keine Hindernisse; nur einmal wurde einer seiner Reisegefährten als verdächtig angehalten, weil sein Paß auf den Namen „Eichler“ lautete. Er hieß, wie der zu manchen Zeitungsartikeln Stoff gelieferte Dr. Eichler; er bewies aber, daß nur wegen des gleichlautenden Namens eine Verwechslung statt fände, daß er ganz andere Vornamen habe, auch nicht aus Berlin, sondern aus Wittstock gebürtig sei, und das Signalement mit seinem Namensvetter auch nicht die geringste Aehnlichkeit habe. Diese polizeiliche Untersuchung hatte weiter keine nachtheilige Folgen weder für den Lord, noch seine Begleiter, als daß der Erstere nochmals vernommen wurde, worüber er sehr erbittert war, und fast immer noch ärger als die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, auf den Polizeistaat schimpfte, der sich so gröblich an der Freiheit des souverainen Volkes versündige; denn nach der scharfsinnigen Aeußerung Kinkels nütze Freiheit nur wenig, wenn man sie nicht mißbrauchen könne, ganz einverstanden mit einem Reformjuden, der eine ähnliche Ansicht von falschen Eiden hatte, wenn man sie nicht schwöre.

Durch die Empfehlungsbriefe, welche der Lord in der Schweiz erhalten, machte er auf seinen Reisen die Bekanntheit vieler Männer, selbst vieler jungen Bursche und Frauenzimmer, die, mit den Flüchtlingen eng verbunden, den Plan nicht aufgegeben hatten, die in Frankfurt am Main gescheiterte deutsche Republik nach so vielen unterdrückten Revolten doch noch mit der Hilfe der Arbeiter- und Gesellenvereine, der freien Gemeinden, der Deutschkatholiken und der Reform- oder getauften Juden zu Stande zu bringen, und es fehlte nicht an Literaten, die ihn mit den Zeitungen und Flugblättern bekannt machten, zu welchen sie angeblich Beiträge lieferten. Durch sie wurde er in die demokratischen Versammlungen eingeführt, wo sie gewiß waren, stürmischen Beifall für ihre Beredsamkeit, die oft einem Wolkenbruch unter Donner und Blitz gleich, einzuärnten. Der Lord wurde dadurch mehrmals umsomehr so hingerissen, daß er in gebrochenem Deutsch mit untermischten englischen Worten erklärte: er wundere sich, wie man sich nur auf Worte beschränke, und nicht zu Thaten schritte, um ein einiges republikanisches Deutschland nach dem Beschlusse der Nationalversammlung zu Frankfurt am Main zu schaffen; er sei erbötig, für eine so sublimen Idee freudig Gut und Blut zu opfern.

Er wurde mit stürmischen Aclamationen dafür belohnt, aber man suchte ihn zu belehren, wie diese Revolution früher durch zeitiges Handeln gescheitert sei, und wie man sich auch jetzt so lange mit einem passiven Widerstand begnügen müsse, bis man einen glücklichen Erfolg bei einer neuen Revolution gesichert sähe. Wenn dieser Zeitpunkt eingetreten, würde man ihn beim Wort halten und er möge sich indessen nicht der Gefahr aussetzen, in unangenehme Konflikte mit der Polizei zu kommen, wie früher Hecker und Jähstein.

Der Lord reisete nun von Don bis Versoba, das will sagen, von einem Det zum andern, durch Königreiche, Großherzogthümer und fürstliche Länder, selbst freie Städte. Er hatte mehrere Empfehlungsbriefe an Demokraten vom reinsten Wasser, aber er konnte nur einige an den Mann bringen, denn seine Begleiter brachten ihm die Hiobspost, daß nur ein Paar noch zu ermitteln wären, mehrere waren zur Untersuchung gezogen worden, hatten freie Wohnung auf kürzere oder längere Zeit in Festungen

erhalten, andere, nichts Gutes ahnend, hatten im Auslande ein sicheres Asyl gesucht, von welchen viele durch die gegen sie erlassenen Steckbriefe gewissermaßen erst als Notabilitäten bekannt geworden waren.

Der Lord blieb überall, da sein Paß mit vielen Visa's versehen, für gültig anerkannt wurde, nach den formellen Erkundigungen unangefochten, trotz seiner fixen Idee von einem einigen demokratischen Deutschland. Er konnte sich, wenn er es auch gewollt hätte, selbst gegen die Wenigen, die ihn nach den von ihm erhaltenen Empfehlungsbriefen besuchten, nicht verständlich machen, denn der Unterricht in der deutschen Sprache von dem Literaten Braß war so unvollkommen gewesen, daß man ihn mit einem Paar Schillingen schon zu reichlich bezahlt haben würde; da sie aber von den Gehülften bei seiner Menagerie erfuhren, was der eigentliche Zweck seiner Reise durch Deutschland sei, so suchten sie ihn in seinem Vorhaben zu bestärken, wozu sie, um sich ihm verständlich zu machen, einen Lehrer der englischen Sprache zu Hülfe nahmen, sie versicherten ihm zwar, daß ihre Partei den Sieg davon tragen, doch sich so lange ruhig verhalten mußte, bis der rechte Zeitpunkt erschienen sei. Sie riethen ihm daher auch, damit er durch einen unerwarteten Umstand sich und die Demokraten nicht kompromittire, alle die Empfehlungsbriefe, die er an ihre Adresse nicht hätte abgeben können, zu verbrennen.

Diese Besorgniß war indeß überflüssig, man hielt den Lord nirgends für gefährlich und nur für einen verschrobenen Sonderling, der, koste was es wolle, Aufsehen machen wollte, ohne dazu nicht einmal in dem Grade berechtigt zu sein, wie der Zwerghadmiral.

Er sah sich daher auf dem Continente in seinen Erwartungen ebenso getäuscht, wie in seinem Vaterlande, nur mit dem Unterschiede, daß auf dem Festlande die Demokraten ihn für die geflüchteten oder in Kerkerhaft angeblich unverschuldet schmachtenden Genossen, oder zu Schutzzeugen und dergleichen für die von den Geschwornen Freigesprochenen auszubenten suchten, wobei sie geflissentlich bei ihm die fixe Idee von einer Einheit aller deutschen Stämme zu erhalten suchten, und ihn in der Hoffnung bestärkten, er würde dann für die großen Opfer, die er so uneigennützig einem so großartigen

Unternehmen gebracht, eine wichtige und ruhmreiche Rolle spielen.

Was man wünscht, das glaubt man auch leicht, selbst wenn man nicht solche wahrwichtige Hirngespinnste in seinem schwachen Kopfe nährt wie Lord Rieglade, und er beruhigte sich, daß man sich vor der Hand mit einem passiven Widerstand begnügen müsse, bis der günstige Zeitpunkt eintrete, der nicht ausbleiben könne, wenn man nur den eingeschlagenen Weg mit Beharrlichkeit verfolge.

Der Lord wurde um so mehr in dieser Ansicht bestärkt, als er in denen, deren Bekanntschaft er gemacht, die Freunde seiner Schützlinge erkannte welche ihm die von ihresgleichen fast wie Drohungen ausgesprochenen Hoffnungen in den Zeitungen und Zeitschriften verdolmetschen, die von Demokraten vom schmutzigsten Wasser redigirt wurden und welche leitende und aufregende Artikel, selbst Pasquille, hauptsächlich von Juden, enthielten, wie z. B. der Humorist und der Punch in Wien, in Sachsen der Freischütz, das Reibeisen, der Leuchtturm und dessen Reichsbremse, in Berlin die Nationalzeitung, die Urwählerzeitung und andere in den Provinzen des preußischen Staates erscheinenden Tages- oder Wochenblätter, die alle namentlich anzuführen nur einen Beweis liefern würden, wie sich diese Umsturzpartei alle ersinnliche Mühe gegeben hat, das stupide von Gottes Gnaden souveraine Volk und die roheste Masse desselben zu den empörendsten Revolten, wie die Zeughausstürme in Wien und Berlin, anzustacheln.

Mit dem dreifarbigem Zeichen der Vereinigung Deutschlands hatte es nicht glücken wollen, das erinnere allzusehr an Oestreich, und man müsse daher ein anderes Zeichen vorfinden, das alle Deutsche, wie die in Frankreich, in Korsika, in den überseeischen Besitzungen, selbst in Algier, mit einer magischen Kette verbinde, und man schlug dazu eine Fahne vor, in welcher alle die Farben der 32 Staaten Deutschlands wie die sieben Farben des Regenbogens vereint wären, und machte dem Lord den Vorschlag, eine solche Fahne vorläufig anfertigen zu lassen, damit sie, wenn der große Tag der großen deutschen Republik, zu deren Präsident er dann proclamirt werden sollte, gleich bereit sei, um ihm dieselbe als Seitensstück zu der Fahne, die man dem Dr. Jacobi mit schamloser Impertinenz unter

dem Zusammenströmen von allem Gesindel beiderlei Geschlechts nebst der rohen Straßenbrut, gezollt hatte, zu überreichen wenn Ruge, Kinkel, Biß, Herwegh und mit ihm alle die, welche durch Steckbriefe sich eine Notabilität erworben, und ähnliche Subjecte, deren Zahl nicht gering ist, zur Gründung einer deutschen Republik zurückkehren würden.

„Es wäre zwar zu wünschen,“ sagte einer der beiden Vorsteher seiner Menagerie: „daß diese Fahne von denen angefertigt würde, welche sie Eure Lordschaft darbringen möchten, aber meistens sind es so blutarme Geschöpfe, die kaum das tägliche Brod haben, und schon ihrer Sicherheit wegen im Stillen den Grundsatz, Eigenthum ist Diebstahl, ausüben, und es möchte dadurch zu früh unser großer Plan verrathen werden; in Deutschland leben wir leider nicht wie in der Schweiz, wo schon gewissermaßen durch die bestehende Regierungsform der Grund liegt, zu der noch in Deutschland fast nichts vorhanden ist.“

Der Lord hielt sich schon für einen Washington und verlangte nun zuvor eine Probe mit einer solchen Fahne durch eine Zeichnung mit Farben zu machen, um dadurch einen anschaulichen Begriff zu erhalten, welchen Effect sie bei dem Volke machen und ob sie bei den Enthusiasmirten einen solchen erzeugen würde, wie die dreifarbigte französische Kokarde.

Es wurden nun alle Farben angeschafft, ein großes Brett mit weißem Papier überklebt, und auf solchem mit Pinseln die mannigfaltigen Farben aufgetragen; das Ganze erhielt dadurch das Ansehen einer Hanswurstjacke, und unglücklicherweise für seine Pseudo-Menagerie-Aufseher hatte der Lord einige lucida intervalla, ihm fiel dies doch auf und kam ihm aberwitzig vor. Er äußerte dies zum Schrecken seiner Schützlinge, die ihn als eine milchende Kuh für sich und ihre Genossen benutzt hatten, und ihn um keinen Preis verlieren wollten. Sie stimmten daher seiner Bemerkung bei, und meinten, die Farben könnte man wohl auf die Hälfte reduciren und die von den kleinen Fürsten, deren Länder einen unbedeutenden Flächenraum: und geringe Bevölkerung enthielten, weglassen.

Damit war der Lord einverstanden, und es sollte ein neuer Versuch gemacht werden; es standen wohl ein Duzend Töpfe mit den verschiedenen Farben, in jedem ein Pinsel, auf einem Tisch und

seine beiden Menagerieaufseher waren damit beschäftigt, dieses buntscheckige Symbol deutscher Einheit zu beginnen, als sie darin unerfreulich gestört wurden. Es trat ein Polizeibeamter höheren Ranges in Begleitung von zwei baumstarken, handfesten Untergebenen ein, um sie in sicheres Verwahrsam zur Untersuchung und Bestrafung bringen zu lassen. Mit frecher Stirn erklärten sie dies Verfahren für einen Gewaltstreich, da sie in den Dienst eines englischen Lords ständen, als dieser, da er von einem solchen überraschenden Besuch Kunde erhalten, begleitet von seinen Affen in das Atelier dieser Pinselführer trat.

„God dam!“ schrie er, und versuchte nun in einem kauderwelschen Deutsch seinen Verdruß über ein nach seinen Begriffen gesetzwidriges Verfahren auszusprechen, als ihm der Polizeibeamte in englischer Sprache antwortete, und ihm mit großer Kälte und Ruhe erklärte: wie in Deutschland der allgemeinen Sicherheit wegen strenge Maßregeln gegen Aufwiegler, Unruhmüher und ihren Anhang, gegen losen zu allen Verbrechen geneigten Gesindels unumgänglich nöthig wären, da diejenigen, welche einen beklagenswerthen Einfluß gehabt, aus Sympathie mit Schurken und Spitzbuben, Mördern und Dieben die auf kurze Zeit gewährte Amnestie verwirkt hätten. Diese beiden Menschen wären durch Steckbriefe wegen grober Verbrechen verfolgt worden und müßten die gesetzliche Strafe erleiden.

„Aber wenn sie einen Bürgen stellen, können sie dann nicht auf freiem Fuß bleiben, bis sie vor den Affisen erscheinen, wie bei uns in Altengland? Ich will mich für sie verbürgen,“ meinte der Lord.

Der Polizeibeamte erklärte, wie dies Anerbieten nicht statt finden könne, und er es seinetwegen ablehnen müsse, denn, wenn er eine bedeutende Summe als Kaution deponirte, würde dieses zu allen Schandthaten fähige Paar seine Großmuth mit dem schändlichsten Undank lohnen und sich aus dem Staube machen. Sie hätten gegen den Staat, wo sie früher sehr begünstigt worden, sich eidbrüchig des Hoch- und Landesverraths schuldig gemacht, und man hätte mehr als ein Beispiel, daß man solche Schufte aus mißverständener Humanität sogar mit Orden dekorirt, die durch ihr Benehmen gezeigt hatten wie sie statt dieser einen Strick verdienten.

Der Lord stierte den Beamten an, und nach einer Pause sagte er kopfschüttelnd: „ich kann mit

das nicht denken, mein Herr! so schlecht kann doch wohl kein menschliches Wesen sein.“

„Ihre Zweifel, Mylord,“ erhielt er zur Antwort, „machen Ihrem Herzen alle Ehre, aber zu meiner Rechtfertigung, daß ich die Wahrheit spreche, werde ich Sie nur mit einigen von den Schändlichkeiten bekannt machen, die unwiderleglich erwiesen sind, und weshalb sie die Flucht ergriffen haben.“ Der Beamte erzählte dem Lord eine Menge empörender Frevel, wie sie die rohen Massen durch aufwieglerische Reden von Wagen und Kellerhälsen, Tribünen, u. zu Tumult und Gewaltthaten gestachelte, wie sie durch Geldspenden und Branntwein das Gesindel zum Bau von Barrikaden, und zu deren Vertheidigung verführte, durch ihre Aufwiegelung, Eigenthum und Leben der friedlichen Bewohner gefährdet hätten; aufrührerische Flugschriften angefertigt oder anfertigen lassen und in Winkeldruckereien drucken und vertheilen lassen, bei Plünderung ihre Hand im Spiel gehabt, und wie sie bei alle den Greueln thätig gewesen, welche damals die nichtswürdigen Zeitungsschreiber als Heldenthaten zu schildern schamlos genug gewesen waren.

Dem Lord überlief ein kalter Schauer; es ging ihm ein nicht geahnetes Licht über alle die auf, welche seine Unerfahrenheit, Gutmüthigkeit und seine schwache Seite, Eitelkeit und die Sucht, sich einen Namen zu erwerben, so verschmizt gemißbraucht hatten.

„Ich habe nicht nur nichts wider die Verhaftung solcher Aufwiegler einzuwenden, sondern es soll mir sogar sehr lieb sein, wenn sie exemplarisch bestraft werden.“

Die beiden früher so frechen Wühler, wo sie sich vor Verfolgungen sicher glaubten, weil sie, stets Hungerleider, von sehr bedeutenden, einflussreichen Personen, die bei einer Revolution ihre Ratsucht, ihren Durst nach Macht und Reichthum zu befriedigen hofften, geschützt worden, Menschen mit so durchaus verdorbenen Herzen, daß sie vor dem schändlichsten Verbrechen nicht zurückbebt, wurden nun, im Einverständnis und mit voller beifälliger Zustimmung ihres Gönners als Gefangene abgeführt, und der Polizeibeamte legte Beschlagnahme auf deren Habseligkeit, wobei er die Gegenwart des Lords wünschte, damit nicht ein Mißgriff dabei obwalte, und etwas von

dem Eigenthum des Lords mit in Anspruch genommen würde.

Der Lord und der Beamte verließen nun zu diesem Zweck das Atelier der beiden Arrestanten, und während dieser ganzen Verhandlung hatte sich der Affe, gleichsam als fürchte er sich vor den beiden Haltfeste mit Helm und Seitengewehr, in die Vertiefung eines Fensters zurückgezogen, von wo aus er indeß ununterbrochen Grimassen machte. Als aber die beiden Menagerie-Aufseher beim Kragen gefaßt und fortgeschleppt wurden, legte er durch sein Gebahren eine höhnische Freude an den Tag.

Als der Polizeibeamte den Lord mit den Umtrieben dieser Aufwiegler, welche eine völlige Auflösung aller gesetlichen und sittlichen Bande bezweckt, um im Trüben zu fischen, bekannt gemacht hatte, schlug er sich aufbrausend mit der geballten Faust vor die Stirn und rief aus: „hätte ich nur eine Ahnung von dem gehabt, was ich jetzt von Ihnen erfahre, so hätte ich mich von diesem Lumpenpack nicht so lange am Narrenseil führen lassen; es werden doch gewiß alle, wo man ihrer habhaft wird, exemplarisch bestraft werden?“

Der Befragte zuckte die Achseln und entfernte sich.

Jetzt erst vermiste der Lord bei den Ereignissen, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatten, seinen Affen, und ging daher nach dem Zimmer, wo die beiden Verhafteten beschäftigt gewesen waren, ein Symbol der deutschen Einheit aus den verschiedenen Farben der bedeutendsten deutschen Bundesstaaten zusammen zu setzen, und er fand den Affen damit beschäftigt, die angefangene Arbeit zu vollenden, indem er alle die Farben untereinander gemischt und daraus ein schmutziges Grau hervorgebracht hatte.

Der Affe grinzte den Lord an und zeigte mit dem Pinsel auf seine Arbeit mit höhnischer Schadenfreude, gleichsam als wollte er sagen: „seht hier das wahre Symbol der Einigkeit, womit man geläutert hat, um Euch Eure Guineen aus der Tasche zu locken.“

Der Lord kehrte enttäuscht von den Vorspiegelungen dieses Gesindels, geheilt von seiner fixen Idee, eine große Rolle bei der gänzlichen Umwälzung

Deutschlands zu spielen, wenn es in eine Republik verwandelt würde, nach seiner Heimat zurück und gelobte, nie einen Schilling zur Unterstützung der

dort geflüchteten Polen, Deutschen, Ungarn u. c. beizusteuern.

Jokosus Fatalis.

M a i l i e d e r.

1.

Welch' frische Lust
Durchdringt die Brust,
Wenn alle Knospen springen
Im wundervollen Mai!
Wie frei von Schmerz
Aufjauchzt das Herz,
Wenn alle Vögel singen
Ihr muntres Lied dabei,
Und Kirchenglocken klingen
Des Morgens früh im Mai!

Wie Blumen schön
Zu Tausenden
Im bunten Feierkleide
Erblühen im jungen Mai,
So auch erwacht
Nach langer Nacht
Das Menschenherz zur Freude;
Es schlägt so hoch und frei
Und fern vom alten Leide,
Begrüßt die Welt den Mai!

Wie schallt empor
Der Vögel Chor
Zum Himmelsdom im Walde!
Wie feiern sie den Mai!
O Herz auch Du
Aus Deiner Ruh
Zieh hin zur grünen Halde
Und singe froh und frei! —
Denn bald verblüht, ach halbe
Der schöne junge Mai!

2.

Im Garten ist früh schon am Morgen,
Vom Schimmer der Sonne umglüht,
Noch halb von den Blättern verborgen,
Die erste der Rosen erblüht.

Noch Knospe warst Rose Du gestern,
Des Maies holdseliges Kind,
Bald folgen Dir tausende Schwestern
Und blüh'n und verblühen geschwind!

O laßt mich euch pflücken ihr Rosen,
So lange noch dauert der Mai!
Bald sind, wenn der Sommer verfloßen,
Die Tage der Rosen vorbei!

3.

In glühender Mittagsschwüle
Wie ruht sich's da so schön
In schattiger Laubeshöhle,
Wenn sanft die Lüfte weh'n!
Hoch oben des Himmels Räume
So sonnenklar und rein —
Durch's schattige Laub der Bäume
Blickt hell ein Strahl hinein.
Es träumen so still die Blumen
In schwüler Maientluft,
Viel Bienechen surren und summen
Berauscht vom süßen Duft.

Wie sonnige Wolken ziehen
Still durch den Himmelraum,
So zieht bei dem duf'tigen Blühen
Durch's Herz ein stiller Traum.

Und Lunte Gebilde schweben
Aus ferner Zeit herbei —
Es giebt ja im Menschenleben
Auch einen solchen Mai!

Er ist ja schon längst vergangen,
Kehrt er denn nie zurück?

Ein Traum bleibt im Herzen hängen,
Ein Traum von künft'gem Glück.

Mit änderndem Leben schaukelt,
Der Zweige frisches Grün,
Ein liebliches Bild umgaukelt
Den sehnsuchtstrunknen Sinn.

Da küßt es den Mund im Traume
So selig still und kühl —
Es war nur ein Blatt vom Baume
Das sach' herniederfiel. —

4.

Der heißen Tage Glühen
Hat Regensflut gefühlt,
Und all die Phantasieen
Zugleich hinweggespült.

Die sehrenden Gefühle
Sie schweigen plötzlich still,
Das Herz nach dumpfer Schwüle
Schlägt wieder frisch und kühl.

Und dennoch sind die Lieder
Darin noch nicht vorbei,
Es treibt sie immer wieder
Hervor der schöne Mai!

Wie neu die Knospen springen
So kräftig, frisch und hell,
Muß aus dem Herzen bringen
Ein neuer Liederquell.

An Blumen hängen Thränen,
Doch schöner blüh'n sie auf,
D'rum soll mein Lied ertönen
Zum Himmel hoch hinauf!

Du Herz so voll erweitert,
Wallst frisch die alte Bahn!
Was hat Dich so erheitert?
Das hat der Mai gethan!

5.

Tagesgluten still verglüh'n,
Kühlung weht die Luft,
Dunkle Weißdornhecken blühen
Voll von frischem Duft!
Und der Silberpappel Blätter
Zittern still dabei —
Solch ein wonnig Abendwetter
Bringt ja nur der Mai!

Droben schon die Sterne blinken
Friedlich aufgestellt,
Und es geht ein stilles Winken
Durch die weite Welt.

Dieses heimlich stille Wehen
Fragst Du, was es sei?
S'ist ein Gruß auf Wiedersehen,
Denn es flieht der Mai.

Bald hat rauher Stürme Wüthen
Blüten abgestreift,
Müssen doch vergeh'n die Blüten,
Daß die Frucht uns reift!
Doch der Mai und seine Lieder
Werden ewig neu!
Siehst auch Du, o Herz, ihn wieder,
Wenn er kommt der Mai?

6.

Es wandern die Wolken am Himmelszelt
Und blicken hinab auf die weite Welt,
Sie schauen hernieder auf Berg und Thal
Und grüßen die Kinder der Erde all.
Da schwanket und zittert manch Blumenkind
Im kalten erfrischenden Abendwind,
Mäuliche schüttelt die Glocken still
Und lautet für den, der es hören will.
Es zittern die Glöckchen am Stengel schlank,
Ich glaube das klingt wie ein Trauerklang!
Maiglöckchen allein ja im Mai nur blüht,
D'rum lautet's dem Mai noch ein Abschiedslied.
Schleswig-Holstein.

5.

Fenilleton.

Verschwendung. Eines der großartigsten Beispiele von Verschwendung war die Schlittensfahrt, die der Fürst A. J. v. Sulkowsky, Kabinetminister August III. Königs von Polen und Cursürsten zu Sachsen, mitten im Sommer veranstaltete, und bei welcher der Weg von Reußen bis Lissa eine ganze deutsche Meile um die Stelle des Schnees zu ersetzen, zwei Fuß hoch mit gestoßenem Zucker übersäet war.

Ehemalige Bewirthung fürstlicher Gäste in einem gräflichen Hause. (Aus einem Schreiben der Gräfin Barbara von Dettingen an ihren Vetter, Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm.)

E. L. Schreiben Vom 1 August ist mir d. 2 dieß behändigt worden, daraus ich vernommen, daß E. L. Her Vetter sich zu derselbigen Zeit nicht eigentlich resolviren hat können, wan E. L. wieder zu Rottenburg aufbrechen werde: dieweil aber die Zeit als fort flüßt, bitt ich E. L. noch einmal ganz freundlich, wölten mich nur so weit Vorher berichten,

wann E. L. beid kommen werden, daß man zuvor eine alte Kuh kann schlachten und ein altbaches Brott im Haus kann haben, da uns E. L. und auch mein H. Bruder sonst oft so zeitlich zu wissen thun, daß wir oft kein Brott im Haus haben u. s. w. . . .

Datum Dettingen 3. Aug. 1608.

Ein sonderbarer Gebrauch. In Durham in England herrscht ein sonderbarer Gebrauch. Am ersten Mittwoch nach Ostern nehmen die Frauen ihren Männern die Schuhe, und stellen sie nicht früher zurück, als bis sie ein Geschenk dafür erhalten haben. Den folgenden Tag machen es die Männer mit den Frauen ebenso. Jeder unterwirft sich diesem Gebrauche, die ausgenommen, welche barfuß gehen.

Komisches. In einem Intelligenzblatt steht unter der Rubrik: „Sehenswürdigkeiten“ „Großes Konzert.“ Dst ganz richtig! denn nicht selten ist in Konzerten viel mehr Schönes zu sehen als zu hören.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.